

Die Hofe Straße



oder wie der kleine Mungo



um den Lohn seiner Schlaueit kam.

Nacht gebet. Ein alter Jungeselle, der einen großen Abscheu vor der Ehe hatte, pflegte nachts vor dem Einschlafen zu beten: „Vater Gott, laß es mir nicht gehen wie Udem, der, während er ruhig lag und schlief, eine Frau bekam!“

Richt so schnell.



Köchin (die sich von ihrem Schatz verabschiedet und ihm einen Schinken gibt): „S' mein Gott, Franzl, in drei Tagen denst schon längst nicht mehr an mich!“
Soldat: „Doo... so schnell a'wng' ich ihn net!“

Sentens.

Wenn Du Glück hast, sei recht froh. Hast Du Recht, mach's eben so.
Mit Humor jedoch und Waden trägt man leichter schwere Sachen.
Tränen und ein böß' Gesicht helfen auch im Unglück nicht.

Mallitias.



„Ach, Oly, diese Nacht habe ich einen solchen schauernen Traum gehabt, daß ich immer mit den Zähnen geklappert habe!“
Mit den Zähnen — im Tisch-fassen?“

Nette Verwandtschaft. Mir: „Aut mir leid, bei mir ist alles besetzt; aber versuchen Sie's mal bei den Roten Dächern“, das ist mein Bruder!“

Innere Kinder.



Hugo, wir sind überfacht — sage, daß Du ernste Absichten hast.

Die Großmutter.

Die Enkeltochter hat sich verliebt und Großmutter fällt die Aufgabe zu, einen weniger glücklichen Bewerber und Hausfreund mit dieser Tatsache vertraut zu machen.
„Ich schneide mich tot, wahrhaftig, ich schneide mich tot!“ erklärt er in düsterer Entschlossenheit.
„Gustav,“ sagt sie außer sich, „wenn du das tust, darfst du uns nicht wieder ins Haus kommen.“

Bestrafte Renommisterei.



„Bah! was ist das, voranzitauenfend Dollars! Das ist für mich so gut wie garnichts!“
„Aberdings, da Sie dieselben ja nicht besitzen.“

Tiefinniges.

Niemals wird gründlicher zu Werte gegangen als da, wo eine Sache grundlos ist.

Amor ist ein Rückschrittler: sein Pfeil bedroht die Freiheit.

Wenn Herz und Vernunft streiten, gibt die Vernunft als die „Vernünftiger“ nach.

Reminiszenz.



Renier: Ich wundere mich, Herr Hauptmann, daß Sie alle Tage gerade in dieser schrecklich langweiligen Pappellalce spazieren gehen.
Hauptmann a. D.: Für mich gibt's gar nichts Kurzwelligeres; wenn ich die Kerls so lergezackte in genauem Abstand vorbeiziehen sehe, etinnerne ich mich immer unwillkürlich an meine schöne Dienzeit!

Binsel und Heber.

Ein Binsel liebt eine Heber im Wasserläufer. Und auch ihr süßeres Verze Entwirrante in Liebesweh.

Sie konnten zusammen nicht kommen. Sie sahen sich nur von fern. Es brauchte ein Dorsch sie näher: Sie schafften beide modern!



Die Heber mit schwarzer Tinte schrieb, was ihr bedrückt den Sinn. Bis sie an gebrochener Spitze Ingrunde gegangen war.

Sie stöhnte dabei und ächzte. Dem Binsel schraubte sich das Haar. Bis sie an gebrochener Spitze Ingrunde gegangen war.

Im grünen Mahnm der Binsel lebt nostalgisch dahin. Dann ergab er sich dem Lunte und erlosch in Verrenten!

Die Geschichte eines Rubels.

Gumoreest von Richard Einse.

Peterchen hatte, als er in den Anlagen am Boulevard gespielt, ein Portemonnaie gefunden. Während in der einen Tasche nur einige Kopeten waren, enthielt die andere einen Silberrubel. Freudenstrahlend kam der zwölfjährige Knabe zu seinen Eltern, die eine Dvornitstelle (Portier) in einem herrschaftlichen Hause bekleideten, und zeigte ihnen seinen Fund. Die Mutter nahm das Portemonnaie und gab Peterchen einige Kopeten zu Obst und für fünf Kopeten kaufte sie eine irdene Spardbüchse, die nur durch Zerbrechen geöffnet werden konnte. In dieser Büchse verschwand der Rubel.

Die Spardbüchse stand schon geraume Zeit auf dem Schränkchen, ohne daß sich eine neue Münze zu dem Rubel gestellt hatte, auch wenn es nur ein armfertiger Kopeten gewesen wäre. Der Rubel blieb einsam in seinem Gefängnis. Aber er war da, wovon Peterchen sich oft durch Klappern überzeugte.
Eines Abends war der Herr Dvornit allein zu Hause. Sobald aber Peterchen und die Mutter aus der Stadt zurückkehrten, wollte er noch ein wenig ausgehen und sich mit Bekannten in einer Bierstube treffen. Da fiel ihm ein, daß er jedoch nur noch fünfzig Kopeten hatte. Damit konnte er doch unmöglich gehen. Und seine Frau würde ihm nichts vom Wirtschaftsgeld geben. Die würde sagen: „Weißt du hübsch zu Hause.“ Er sann und sann, wie er wohl zu Geld kommen könnte. Da fiel ihm der einsame Rubel in Peterchens Spardbüchse ein. Wenn er den hätte. Und da schob eine Idee durch seinen Kopf. Uebermorgen bekam er Gehalt, da könnte er ihn ja wieder hinein tun. Doch wie sollte er ihn aus der Spardbüchse herausbekommen? Er bemühte sich lange mit einer Haarnadel, um den Rubel durch die schmale Öffnung zu entfernern, aber es wollte nicht gehen. Endlich jedoch nach langem Versuch gelang sein Manöver. Der Rubel verschwand in seinem Portemonnaie und an Stelle des Rubels fiel ein kupfernes 5-Kopetenstück in die Spardbüchse, damit Peterchen sich auch weiterhin an dem Klappern des „Rubels“ erfreuen konnte.

Wochen waren vergangen. Da kam die Frau Dvornit auf diese Idee. Warum soll denn eine Frau nicht auch mal einen vernünftigen Gedanken haben? Sie hatte beim Schmarren (Schlüssel) ein so schönes Stück Fleisch gesehen, aber ihr Wirtschaftsgeld war schon knapp. Da konnte sie sich doch eigentlich Peterchens Rubel auf einige Zeit borgen. Wie groß aber war ihr Entsetzen, als sie nach langer Mühe statt eines Rubels ein 5-Kopetenstück aus der Büchse herauszog. Der verfluchte Limmel! Da war er ihr zuvor gekommen. Na, er sollte nur noch Hause kommen. Nachdem sich jedoch der erste Weger gelegt hatte, hielt sie es für besser, zu schweigen. Wie sollte sie es auch begründen, daß sie wußte, daß in der Büchse nicht ein Rubel war. Sie warf das 5-Kopetenstück in die Büchse zurück und stellte dieselbe auf ihren Platz.

Ob erben Kinder das Talent der Eltern. So war es auch mit Peterchen. Eines schönen Tages kam er auf den Gedanken, daß ein Rubel doch viel zu schade sei, dauernd in einer Spardbüchse zu liegen. Das konnte man dafür für schöne Dinge kaufen. Und er schüttelte die Spardbüchse so lange, bis der Inhalt endlich herausfiel. Ein 5-Kopetenstück! Was war denn das? Er selbst hatte doch damals den gefundenen Rubel hineingegeben. Wie war denn das nur möglich? Das konnte er sich gar nicht erklären. Nun war die ganze Mühe umsonst. Aber etwas wollte er doch herausfinden. Er warf ein 3-Kopetenstück, das die Mutter ihm kürzlich geschenkt hatte, in die Büchse und bat sie so doch wenigstens um 2 Kopeten verbessert.

Einige Tage später erhielt der Herr Dvornit von einem Mieter für einen kleinen Dienst ein sehr nobles Trinkgeld. Einen Silberrubel! Wie der glänzte. Sicher war er direkt von der Münze oder der Bank. Schade, daß man den so ausgehen mußte. Wenn man auf die Nebeneinnahmen nicht angewiesen wäre, dann könnte man diesen neuen, glänzenden Rubel Peterchen in die Spardbüchse tun. Der Herr Dvornit machte ein nachdenkliches Gesicht. Er schien an etwas Unangenehmes erinnert zu werden. Richtig! Den Rubel, den er vor längerer Zeit aus Peterchens Spardbüchse geliehen, hatte er vergessen zurückzugeben. Das wollte er aber gleich gutmachen. Als er aus der Spardbüchse ein 3-Kopetenstück herauszog, wunderte er sich. Hatte er nicht ein 5-Kopetenstück hineingegeben? Aber sicher kaufte er sich. Und dann ließ er den neuen Rubel in der Büchse verschwinden.

Als Peterchen bald darauf einen größeren Wunsch hatte, sprach der Vater: „Rein, mein Sohn, ich kann Dir das Geld nicht geben. Aber Du hast ja einen Rubel in der Spardbüchse.“
„Ja, aber die Büchse ist geschlossen.“
„Na, man zu. Vater erlaubt. Warum zögerst Du denn?“
Peterchen aber zögerte immer noch. Wußte er doch, daß nur 3 Kopeten in der Büchse waren.
Die Mutter sah die Katastrophe kommen und wußte sehr gut, warum um der Teufel willen Peter die Büchse öffnete. Mit zitternden Händen ergriff Peter die Büchse. Da — Uir — liegt sie auf dem Boden und zwischen den Scherben erglänzte silbern ein neuer Rubel. Peterchen und seine Mutter waren starr. Sie konnten sich von ihrem Entsetzen kaum erholen.
Der Vater aber sprach: „Wenn Geld lange unberührt liegt, erhält es seinen Glanz zurück!“
Abends, als die Eltern zur Ruhe gingen und glaubten, daß Peterchen schon schlief, gestand die Mutter ihm ein, unternommenen Versuch, sich den Rubel zu borgen, jedoch hätte sie nur ein 5-Kopetenstück gefunden. Und jetzt wäre wieder ein Rubel davonwesen. Sie stand vor einem Rätsel, welches der Herr Dvornit jedoch löste. „Du weißt also genau“, sprach er, „daß es 5 Kopeten waren. Ich habe nämlich nur 3 gefunden.“
Da rief Peterchen, der alles mit angehört hatte, lächelnd aus seinem Bett heraus: „Zwei Kopeten sind fürs Borger. Dafür habe ich eine Zigarette geraucht!“

Merztinnen im Mittelalter.

In der Regel glaubt man, daß erst unsere heutige Zeit, und auch erst nach schweren Kämpfen, den Frauen das Universitätsstudium und die medizinische Praxis freigegeben habe. Das ist jedoch nicht zutreffend, denn schon vor zirkel tausend Jahren hat es eine Frauenbewegung gegeben, die für das weibliche Geschlecht nennenswerte Erfolge erzielte. Es war so ähnlich wie heute noch; man stritt sich zunächst darüber, ob die Frauen das Recht und ferner die geistigen Fähigkeiten besäßen, die Helftunde zu studieren und auszuüben. Das wurde von den Gegnern natürlich bestritten, von den Anhängern aber behauptet, und die letzteren konnten noch einen Trumpf auszuspielen, nämlich die Rücksicht auf die Moral, die es verlangte, daß Frauen sich von ihrem Geschlechtsinstinkten und nicht von Männern behandeln ließen. Dieses Argument war damals noch wirksamer als heutzutage, denn es ließ sich auf eine geistliche Bestimmung stützen. Das Geschlechtsgott, das etwa um das Jahr 550 n. Chr. niederbeschrieben ist, verbietet den Ärzten, mit einer Frau, der sie „die Ader lassen“ wollten, allein zu bleiben; sie sollten stets die Verwandten der Frau hinzuziehen. Das brauchte natürlich die Ärzten nicht, denn deren Tätigkeit konnte keine moralischen Bedenken nachrufen. Deshalb entschloß wohl auch der Herzog Karl von Kalabrien dahin, daß den Frauen die Ausübung der Helftunde durch sein Gesetz unterlagert ist, was nicht verboten, also erlaubt sei. Was nun die Befähigung anbetreffend, so konnte diese mindestens für die Verhältnisse des Mittelalters nicht bestritten werden. Wenn das Altertum in den Gelehrten Hippokrates, Galen u. s. f. u. treffliche Ärzte heilte, deren Kunst und Wissen heute noch Anerkennung und Bewunderung verlangen, so zeigte sich von dieser glanzvollen Wissenschaft im deutschen Mittelalter kaum ein Schimmer mehr, und den Hofkaplanen, den die „gelehrten“ Herren trieben, konnte zur Not auch ein Kind erlernen. Es war also gewiß nicht ein besonderes Ehrenzeugnis, daß auch das weibliche Geschlecht diese Art Helftunde leisten konnte. Den Ärzten packte aber diese weibliche Konkurrenz nicht, erst recht nicht, wenn die Frauen sich unterstanden, an die Stelle des alten Schlenkriens die gesunde Vernunft treten zu lassen. So war für sie ja auch der bekannte Arzt des Mittelalters Theophrastus Paracelsus ein verächtlicher Charlant und Stümper, obwohl er alle seine Kollegen an klarer Erkenntnis und logischem Denken übertraf. Erst unsere Zeit hat dem braven Arzt Paracelsus wissenschaftlich Gerechtigkeit widerfahren lassen und festgestellt, daß er zwar vieles behauptet hat, was nach dem Stande der heutigen Wissenschaft nicht zu halten ist, daß er aber ein seiner Zeit sehr weit vorausstrebender und erkennbarer Mann und durchaus kein Charlant und „Bombsaft“ war. Schon im ersten Jahrhundert bildete die berühmte medizinische Hochschule in Salerno Frauen für den ärztlichen Beruf aus, und es wird berichtet, daß mehrere von ihnen sich durch großes Wissen und bewundernswerte Geschicklichkeit hervorgetan haben. Sie heilten nicht bloß nach der allgemeinen Methode, sondern stellten teilweise auch neue Heilmittel entdeckt und mit Erfolg angewandt haben.

Das Interessanteste ist aber, daß es im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert auch schon Chirurginnen gab, die großen Ruf erlangten. Durch eine noch erhaltene Urkunde vom 10. September 1321 wurde der Gattin des Mathias de Romas, Franziska hieß dieser weibliche Arzt, die Erlaubnis erteilt, in Salerno die chirurgische Praxis auszuüben, da sie die Prüfung „cum laude“ bestanden. Interessant ist dies nicht etwa deshalb, weil an sich für die Chirurgie sich nicht für weibliche Berufe eignen soll, eine Annahme, die falsch ist, weil die „weiblichen Herren“ oft tausendmal widerstandsfähiger als die männlichen sind — interessant ist die Tatsache vielmehr deshalb, weil die Chirurgie in deutschen Ländern noch bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein als ein „uneheliches“ Gewerbe und dann bis nahe an unsere Zeit für ein mißachtetes Handwerk galt! Der Chirurg begann seine Lehrtätigkeit mit dem Barbieren. Im Jahre 1413 wies die Wiener Fakultät einen „auserschwärzten Menschen energisch zurück, weil er die Annahme des weiblichen Berufes erlangt zu wollen. Kaiser Rudolf II. mußte 1577 die Ehrfurchterklärung der Wundärzte kategorisch wiederholen, da frühere ähnliche „Manate“ erfolglos erlitten waren. Das ist freilich verständlich, wenn man weiß, daß die Chirurgie vielfach, oder vielleicht ausschließlich, von Scharfrichtern geleitet wurde. Wenn also eine vornehme Dame sich zur Ausübung der Chirurgie entschloß, so gestaltete dies zweifellos die Annahme, daß man in Salerno mit Feig und Recht über die Sache schon vor Jahrhunderten völlig anders dachte als einst auf deutschem Boden; jetzt weiß ja jedes Kind, daß die Chirurgie eine glänzende Entfaltung durchgemacht hat.

„Man sieht's ja nicht...“
Eine deutsche Hausfrau schreibt: Nähen und Plüden ist nicht jeder-manns Sache. Es gibt Frauen, die an ihre Kleidung, d. h. an dem, was man nicht von außen sieht, keinen Stich „verschwenden“, sondern sie streifen, bis sie eben nicht mehr zusammenhält.
Vielleicht sollte ich als Frau meine Geschlechtsinstinkten nicht derart bloßstellen. Veranlassung bietet mir aber die benagliche Klage der Inhaberin eines Korsettgeschäfts über das, was ich an Reparaturen und Reinigungen oft zugemutet wird. Sie zeigte mir Exemplare, die an „Reißer“ und Verschlüssen wirklich nichts zu wünschen ließen, durch ihre Form aber und Spuren früherer Eleganz auf Verheiraten aus wohlhabenden Kreisen deuteten. Wenn man schon nicht selbst bessern und reinigen wollte, warum nahm man nicht eher Zusicht zu dem helfenden Geschäft? Sollte da nicht so manches faul sein im Staate der „Desous“, wie der Franzose bisat und schreibend alle nicht sichtbaren Kleidungsstücke der Frau bescheiden?

Zu demselben Thema gehören auch die schiefe getretenen Absätze, trotzdem sie der moderne suffreie Kleiderrock allen Augen preisgibt. Statt sie zum Schuhmacher zu senden, solange sie erst leise angekratzt sind, trägt man sie weiter, bis die Reparatur unbedingt „loht“. Dann aber pflegt der Herr des Abzuges derart reduziert zu sein, daß Meister Hans Sachs ihn überhaupt nicht mehr verwenden kann. Und der ganz neue Hoden kommt bedeutend teurer, als wenn man immer rechtzeitig die kleine Reparatur hätte vornehmen lassen.
Um nicht indiskret zu werden, darf ich auf weitere Details der Kleidung nicht eingehen, möchte nur kurz erwähnen, daß es stets und immer unrationell ist, das Schlein erst zum Rock werden zu lassen, ehe man die besessende Nadel anlegt. Und das ganz besonders bei Strümpfen, die der Abnutzung durch die dauernde Reibung am Schuhschleier stark ausgelegt sind. Es soll aber Damen geben, deren zarte Füßchen, ähnlich der Prinzessin auf der Erbfe, angeblich keinerlei Stoffteile vertragen können, und die natürlich als „Sparsamein“ ihre Strümpfe bis an die Grenzreigen Zusammenhalten auftragen.
Wenn dieses „on dir“ wahr ist, so wundere ich mich nur, daß derartig empfindliche Füßchen nicht viel mehr durch direkte Berührung mit dem Schuh an den offenen Strümpfstellen leiden?

Sollte nicht der ureigentliche Grund für alle jene kleinen oder größeren Unterlassungsünden in einem Mangel an Ordnungssinn und peinlichem Reinheitsinstinkt zu suchen sein?
Wer sich aber damit tröstet: „Man sieht's ja nicht!“, der stelle sich einmal die Möglichkeit irgendeines Strafens unfalls, dem wir ja alle ausgesetzt sind, vor — ob dann nicht auf Unfall- oder Krankenstation recht viele „es“ sehen?!

Weiser Rat.

Ein Mann, der sich selten einen guten Willen gönnte, trug zum Feste einmal einen Braten heim, als plötzlich ein Geier herabsuhr und ihm das Fleisch entriß. Statt zu schelten, lächelte der Mann nur weise und rief dem Geier nach: „Dummer Vogel, was nützt dir das Fleisch, wenn du nicht die schmackhafte Zubereitung desselben kennst? Komm und erlunde dich danach lieber erst bei meiner Frau.“

Ultima ratio.



Studiofusus Pump — wie gewöhnlich in sauberen Geldnöten — will sich fotografieren lassen, um seinem Goldkonten eine Ueberrachung zu bereiten. Aber sein rundliches Antlitz ist von der Sorge um seine liebe Leber so verduftet, daß der Fotograf sein „Bitte — recht freundlich“ bergschisch hören läßt. Schließlich kommt dem braven Blattentwischer eine glückliche Idee. Er eilt zu seinem Nachbar, und nach einer Viertelstunde steht er in der Uniform des Goldbriefträgers am Apparat. Die Wirkung war einfach verblüffend.
— Fortschritt. Neubegaber — Angepaßte Rede weise. Schulte, der mit dem Schreiben der Kaufmann Liebreich lernte seltsam fortzukommen: „Na, Alte, jetzt geht's schon besser, ... jetzt darf mir schon einer zuschauen und ich schreib doch!“

Abgefertigt.
Ein Herr wird in einer Kneipe von mehreren Herren am Nebentisch wegen seiner großen Nase gehänselt, und nachdem er lange Zeit nicht darauf reagiert, fragt ihn schließlich einer der jungen Leute: „Sie, sagen Sie mal, wie kommt es, daß Sie solch große Nase haben?“
„Das will ich Ihnen sagen, meine Herren“, erwiderte derselbe: „Als die Nasen verteilt wurden, da zeigte mir Petrus eine Schachtel voller Nasen; die meisten waren so hübsch niedliche Dinger, wie Sie, meine Herren, sie haben; ich wollte mir schon eine solche ins Gesicht stecken, da gab mir Petrus diese große und sagte: „Hier, nimm lieber diese, die andere, das find nur lauter Grünasen.““



— Wortspiel. „Sie gingen...“
— Wokhaft. Junger Gatte: „Woßt Sieber ohne die strenge Lante. Was ist denn das eigentlich, was das so sehr auf Sie aufgeht, zu Bettin?“
— Gattin: „Na... gestatte mir, das willst Du doch erkennen, „Wiener Schöngeit!“ ist es!“

Unter Studenten.
Erster Student (steht am Tisch und liest, während sein Zimmerkollege, auch ein Student, sich nach im Bett wälzt): „Ich lese hier Schillers „Kampf mit dem Druaden“, das ist großartig.“
Zweiter Student: „Ach, Mensch, das ist gar nichts gegen den Kampf mit dem Vater, den ich momentan durchmache!“



— Druckfehler. Meine besten Tanzveranstaltungen finden von jetzt an jeden Sonntag, den ganzen Winter hindurch tausendmal, bis hierzu laßt freundlich ein Kulturber, Gattiniet.

Guter Rat. Mutter (zum liebsten Tanzveranstaltungen finden von jetzt an jeden Sonntag, den ganzen Winter hindurch tausendmal, bis hierzu laßt freundlich ein Kulturber, Gattiniet.
Sohn, der sich auf den Weg macht, um bei den Eltern seiner Auserwählten Winter hindurch tausendmal, bis hierzu laßt freundlich ein Kulturber, Gattiniet. Er: „Vorher noch mal!“

Vermishtes Nebengeräusch.
„Huch! Das is ja dös fidele Stück, dös wo's auf unfern Airta g'pielt hab'n! Schab, daß ma'ton onj'nig Stuhl kraach und toane Maßkrug auf die Köp' schepren hört!“